Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573058

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der auf der Stadt, der ferngelagerten,
Noch eben lag, dem ersten Ziel der Wandrung.
Sie winkte mir, mit ihrem Kuppelmeer,
So stolz, so ehrenfest im Abendglanz.
Welch brave Herzen bauten diese Mauern!
Welch hoher Geist schwang einst mit diesen Türmen,
Mit diesen Säulen kühn sich himmelan!
Wie spiegelt in dem Gleichmaß aller Formen
Die Eintracht sich und die Gerechtigkeit.
Und wie die Giebel sich an Giebel reihn,
Wie Gärtchen friedlich sich an Gärtchen lehnt,
So, denk ich, stehn die Bürger auch zusammen,
Ein König jeder auf dem eignen Grund,
Ein Freund und Bruder in dem Drang der Zeiten.
Hier braucht man jeden Arm und jede Kraft.
Das Tücht'ge gilt, und kein Talent liegt brach.
Der Schwächre selbst erfährt, was er vermag,
Und strengt sich an im zähen Wettbewerb.
Hier ist der Ort, mit seinem Pfund zu wuchern.
Sollt ich's nicht auch! Schätzt Ihr so weichlich mich,
Den Vorteil zu verkennen, den ich bringe?
Ich kenn' ihn wohl und trag ihn blindlings nicht
Dem ersten Besten an. Auch ists erprobt,
Daß gute Knechte gute Meister finden.

Landmann.

Ihr seht die Welt, wie ich sie einst gesehn,
Und Ihr verdient es, daß Ihr recht behaltet.
Doch was ein längst vergangen Schicksal mir
Mit glühndem Griffel in die Seele schrieb —
Kein Zeitenlauf, kein himmlisches Geschenk,
Kein treuer Freund wird diese Schrift verwischen.

(Schluß folgt).

Die Stadt am See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

(Fortsetzung).

Burger sann nach, wozu er seinem Freund Arnold raten sollte, und mußte immer wieder den Kopf schütteln. „Ein kenntnisreicher und erfahrener Mann kann von Türe zu Türe wandern und wird abgewiesen und kommt nicht dazu, seine Fähigkeiten zu entfalten," dachte er und sagte laut: „Das ist wohl zu überlegen; denn es gibt Menschen unter denen, die Arbeit zu vergeben haben, die maßen sich an, was Gott allein zukommt. Immer sind solche darunter, die ihre Mitmenschen quälen und die vom Leben Gemodelten ummodeln wollen nach ihrer eigenen fehlerhaften Art, aus einer Zerstörungslust heraus oder einer Nichtachtung dessen, wie ein Mensch beschaffen ist." Denen mochte er Arnold nicht ausgeliefert sehen. „Solche verbringen ihre Zeit, um herauszufinden, was dem andern unangenehm ist, was ihm peinlich und widerwärtig vorkommt, und scheuen sich nicht, ihn mit seinem Gewissen in Konflikt zu bringen."

Burger dachte an diesen und jenen, der von der unguten Art besessen war und Unheil unter den Menschen anrichtete, ihnen die Seelen verwundete und ihnen das Brot in einen bittern Bissen verwandelte, das schmackhafte leckere Brot, das sich einer erschaffte mit der Arbeit seiner Hände, mit der Arbeit seines Geistes. Er hatte selbst solcherlei Erfahrungen gemacht in den Jahren, die weit hinter ihm zurücklagen. Sie waren so ernst gewesen, daß sie noch in seinem Geiste hafteten. Denen durfte Arnold nicht überlassen werden, die es verstanden, ihren Mitmenschen den Tag dunkel zu machen, ihnen die Sonne vor der Nase auszudrehen wie ein Glühlämpchen.

„Du redest aus bittern Erfahrungen heraus," sagte Arnold. „Vielleicht habe ich Glück. Vielleicht zwingt mein Lebensmut eine gute Gelegenheit in meine Hände." Dabei glitt ein wehes Lächeln um seine Lippen, das seine zuversichtlichen Worte Lügen strafte. „Vielleicht!" wiederholte er.

„Du sollst nicht auf den Zufall angewiesen sein," stritt der Architekt. „Das ist eine zu windige Sache, zu der ich kein Zutrauen habe. Du hast genug gelitten für das, was nun einmal nicht mehr konnte ungeschehen gemacht werden. Dir hat schon da der Zufall einen so bösen Streich gespielt, daß es angezeigt ist, ihn aus deinem Plane zu streichen!"

Burger schlug sich mit der Faust aufs Knie in hellem Zorn über das, was sich nicht ändern ließ.

Frau Arnold wagte nichts zu sagen. Sie empfand, daß in den Männern allerlei arbeitete, von dem sie nichts kannte, daß allerlei Grausames auf sie eindrängte, von dessen Bestehen sie nichts wußte. Ihre Stärke war die Güte. Ihre Gesinnung bestand in einer sanften harmonischen Heiterkeit. Sie sah, daß hinter den Stirnen der Männer vieles arbeitete, was sich die Lippen nicht auszusprechen getrauten. Sie schloß aus dem zuckenden Fleisch, das ihrem Manne zwischen den Augenbrauen über der Nasenwurzel saß, daß er an den Abgründen der Menschenseelen stand. Damit mochte sie nichts zu tun haben. Ihre Energie reichte dazu nicht aus. Das Leben hatte sie ausgeschöpft in jener Nacht, darin sie um das Leben ihres Mannes gerungen hatte, in jener schrecklichen Nacht, die alle ihre Energie aufgebraucht hatte. Daran war sie müde geworden, und sie faltete die Hände in ihrem Schoße. „Ich bin alt geworden," flüsterte sie. „Du auch," sprach sie zu Arnold, „du auch, bist zu alt, um das Leben frisch zu beginnen." In ihren Worten war keine Resignation, keine Trostlosigkeit. Sie war es zufrieden, daß es so geworden war, und wünschte sich nichts für ihn, für sich als einen stillen Abend. Langsam entglitten ihr die Fäden, daran sie in ihrer Jugend gewoben hatte. Virginia hatte sich selbst etwas erwählt, von dem sie nichts wußte, als daß es gut war. Sie hatte es aus den leuchtenden Augen ihres Mädchens gelesen. Sie war eine Mutter und tat, wie Mütter tun, die ihr Kind an einem liebenden Herzen be-

halten, solange noch ein Atemzug in ihnen ist. Sie wollte nichts für sich und maßte sich nicht an, ihrem erwachsenen Mädchen kleinliche Vorschriften zu machen oder launische Befehle zu erteilen.

„Flavia," rief ihr Mann, gewaltsam die Mutlosigkeit von sich abwälzend, „ich will morgen mein Glück versuchen! Es taugt nicht für mich, nachzudenken und kopfhängerisch zu werden. Ich muß sehen, wo mich das Leben trägt." Er erhob sich und wanderte auf und ab in seiner Stube, stieß sich hier an einer Kante an und dort an einem Stuhlbein oder mußte einen Umweg um das Hündchen machen, das eifrig sich bemühte, mit seinen vier Beinchen den großen Schritten Arnolds nachzukommen. Oft schnoberte es an ihm hinauf, zwängte sich durch seine Beine hindurch und hüpfte an ihm herum, bis es seine Fingerspitzen mit dem Zünglein erreichen konnte. Das gab Arnold ein heimatliches Gefühl. Er hielt inne im Schreiten und beugte sich nieder, um dem zutraulichen Tiere das Köpfchen zu krauen und ihm über das feuchte schwarze Schnäuzchen zu fahren.

Virginia kam zurück. Sie hatte heißrote Backen. Ihre ganze Person strömte Eifer aus und atmete warme herzliche Freude. Erwartungsvoll hielt Arnold in seiner Wanderung inne.

„Wann können wir einziehen auf dem Katzenwiesli?" fragte sie den Architekten.

„Im Mai, Fräulein Virginia! Im Mai ist das Haus Wahrheit bereit für seine Herrin!"

Rudolf Münger, Bern. „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Kirchenfenster in Lotzwil, Kt. Bern.

„Im Mai," sprach das Mädchen nach, blickte einen Moment mit Träumeraugen ins Leere und straffte darauf ihre Haltung, als wollte sie die Wirklichkeit wie einen Feind erobern. „Draußen ist so viel Not," sagte sie. „Ich möchte die Not in unser Haus nehmen, ihr ein Gewand anziehen, die Tränen trocknen und den Hunger stillen. Ich möchte die Unterlegenen im Lebenskampfe zu neuem Streite stärken. Vater, allein vermag ich das nicht; Mutter, allein bin ich dazu zu schwach! Wollt ihr mir helfen?"

Der Vater versuchte, ihr diesen Gedanken auszureden, und zeigte ihr die Schwierigkeiten, die aus solchem Tun entstehen konnten. „Du mußt dich ganz aufgeben," sagte er. „Du kannst nichts mehr für dich wollen. Deinen Willen mußt du den andern geben, damit er in ihnen lebt, sie stützt und ihnen hilft, ihre Not abzustreifen. Mein Mädchen, das ist eine ernste Sache."

„Ich weiß es, Vater," antwortete Virginia, „und bin dazu bereit."

Die Mutter legte den Arm um ihre Tochter. „Dein Herz," sagte sie eindringlich, „das begehrt nach Zärtlichkeit und nach Kindern!"

„Ja," sprach Virginia. „Aber das andere Verlangen ist größer. Das ist wie ein innerer Zwang, Eltern! Ich glaube, wenn mein Verlangen nicht anders zu stillen wäre, würde ich dem See ein neues Becken graben und sein jetziges leerschöpfen."

Da sahen die Eltern ein, daß ihrer Tochter nicht das gewöhnliche Schicksal der Frauen bestimmt war, einen Mann zu heiraten und Kinder aufzuziehen. Sie blickten fast ängstlich von ihrem Mädchen fort und einander an.

„Das ist uns aus deiner Güte gewachsen," sagten die Augen Arnolds.

„Das hat dein Mut entwickelt," flüsterten Flavias Lippen, „mit dem du deinem Leben einen neuen Wert gabst!"

Beide faßten ungeschickt nach ihren Händen, griffen fehl und suchten sich von neuem, faßten sich und hielten sich fest umschlungen, als hätten sie sich heute zum ersten Mal gefunden.

Burger stand auf. „Arnold, ich muß heim," sagte er mit bewegter Stimme, „sonst könnte ich dahinkommen, dich zu beneiden ..."

Er nahm eilig Abschied von Arnold und von

Frau Flavia und hielt die Hand des Mädchens eine Weile zwischen seinen Fingern. „Diese Hand wagt viel!“ sprach er ernst. „Die Not ist schwer zu erkennen und schwerer noch zu bändigen. Auch in den beschränkten Grenzen einer Familie läßt sich wirken und ist manche Not zu lindern. Sie haben anders gewählt, Fräulein Virginia! Ihr wißt alle, wenn ihr eines Freundes bedürft, daß ich zu haben bin.“ Er wurde weich und riß sich gewaltsam los; denn er wollte den Arnolds ihr frohes Beisammensein nicht stören mit alledem, was ihn plagte, was von einem häßlichen, bittern Geschmack war und ihn rührselig stimmte.

„Wie denkst du dir das, Mädchen?“ fragte Arnold und zog seine Tochter auf seine Knie und hielt mit dem einen Arm Frau Flavia umschlungen, der das Freudenwasser aus den Augen über die Backen rann. „Dein Vermögen reicht aus zu einem ganz bescheidenen Haushalt, und ich habe dir nichts als meinen Rat beizusteuern.“

„Das habe ich überlegt,“ antwortete Virginia. „Das habe ich hin und her überdacht, und ich will euch meinen Plan erzählen. Die Not ist verschieden. Die einen brauchen ein Obdach, Speise und Gewand. Die andern haben eine pflegebedürftige Seele und können die äußere Hülfe entbehren. Es gibt solche, die leiden beiderlei Not, äußere und innere. Unser Haus ist klein. Meine erste Sorge darin gilt euch. Wir könnten aber Platz schaffen für drei, zwei aufnehmen, die unsere äußere Hülfe nicht bedürfen, und das dritte Plätzlein für jemanden bereithalten, der in beiderlei Not ist und sich allein nicht mehr zurechtfinden kann im Leben. Ich weiß, es ist wenig, an der Größe des Leids gemessen, an dem Jammer, der in der Welt ist... Es ist etwas!“ Sie sah ihren Vater an. Der nickte ihr ermunternd zu. „Ich will dir helfen, daß du deine Aufgabe lösen kannst. Nicht wahr, Mutter, wir wollen unserem Kinde helfen mit der Erfahrung unserer Jahre?“

„Und mit der Erfahrung des Herzens,“ fügte Frau Arnold sanft hinzu.

Draußen hatte sich der Sturm gelegt. Es war still geworden in der Natur.

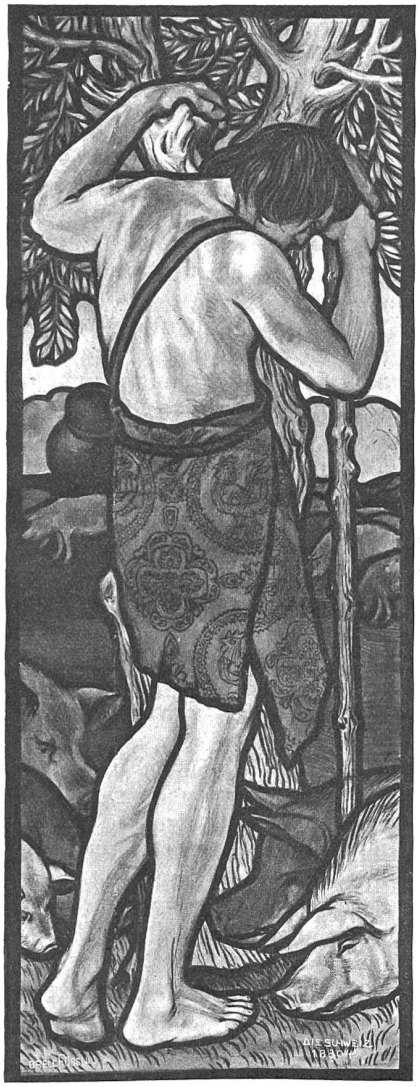
„Es kommt kein Geräusch mehr herauf zu uns von der Straße,“ sagte Frau Arnold und stand auf, um hinauszusehen. „Es schneit,“ rief sie; „die Flocken fallen groß herab wie Wattebäuschchen!“ Sie trat an das andere Fenster, das auf ein Stückchen Hügelland ging. „Unser Katzenwiesli ist weiß. Ich sehe nichts mehr als die Tannen; die stehen dunkel, von weißem Schaum umflogen.“

Arnold und Virginia kamen herzu. „Die Erde ist ganz weiß,“ sagten sie, „von den Höhen herab bis ins Tal. Es fällt immer mehr Schnee vom Himmel.“

„Märzenschnee,“ scherzte Frau Flavia. „Das ist Frühlings Anfang! Der hält nicht an und lockt die Schneeglocken aus der Matte!“

XII.

Sobald der Frost sein Regiment antrat, war eitel Freude in Lindenberg. Lange, ehe der See zu frieren begann, trugen Teiche und Wassertümpel eine Eiskruste, und ein unternehmender Geist, der neben seiner Wirtschaft ein Stück Acker oder Wiesland besaß, hatte aus den Leitungsröhren Wasser über seinen Besitz laufen lassen, das über



Rudolf Münger, Bern.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn.
Zwei Kirchenfenster in Affoltern, Emmental.

Rudolf Münger, Bern. **Wappenscheibe mit Schildhalterin** (Rüfenacht, 1910).

Nacht gefror und am Morgen, spiegelblank gefegt, den Lindenbergern gegen ein geringes Entgelt zum Tummelplatz diente. In Scharen zogen die Leute hinaus, schnallten sich den Stahl unter die Schuhsohlen und zogen in das Eis krause und wunderliche Linien, die Wunsch oder Zufall ihnen zu ziehen eingaben oder der Trieb, sich auf dem schmalen Stahl im Gleichgewicht zu erhalten, wenn es galt, einem ungeschickten Läufer auszuweichen. Aus der Stadt fuhren sie hinaus auf den Eisplatz mit den Trams oder den Schlitten. Da sah man oft ein kostbares Gefährt vorbeisausen, von bizarrer Form, das mit feurigen Pferden bespannt war. Daneben schnitt ein schwerfälliges Holzgefüge tiefe Furchen in den Schnee. Silber- und Messingglöcklein läuteten durcheinander, und fremdländisches Pelzwerk saß keck auf braunen und blonden Haaren. Beim Eisfeld hielten die Schlitten an; ihre Insassen stiegen aus, und schellenklingend kehrten die Gefährte um. Die aus den Trams und zu Fuß den Hügel herauf-kamen, stäubten sich den gefrorenen Atem aus den Schnauzbärten und den Schleiergeweben, musterten mit einem scharfen Auge die Fläche und schraubten sich den Stahl unter die Füße. In ganzen Rudeln kamen die Halbwüchsigen heran und füllten die Luft mit dem lauten Halloh ihrer überschäumenden kräftigen Jugend.

Grundbacker ließ seinen Schlitten dicht vor der Eisfläche halten. Es schien ihm, als hebe sich aus dem Menschenknäuel, der auf dem Eise lief, eine feine biegsame Gestalt ab. „Das muß Therese sein!" sagte er und entstieg mühsam seinem Gefährt. Auf das Eis hinaus durfte er sich nicht wagen; sein Fuß war an keine glattgeschliffene Fläche gewöhnt. Er sah, wie Therese eine kurze Wendung machte und über das Eis geschossen kam, dorthin, wo er stand. Er schnalzte mit der Zunge im Vorgefühl der Freude, ihr hübsches Gesichtchen aus der Nähe beobachten zu können und ihr ein Sträußchen zwischen die Finger zu stecken. Vorsichtig hatte er es unter seinem Pelz verborgen gehalten. Die scharfe frische Eisluft blies ihn an, und aus dem Menschenknäuel stiegen Laute, Zurufe und Lachen. Das klang weithin über den Hügelrücken und wurde irgendwo vom Echo aufgefangen und jubelnd zurückgeworfen. Mit neuem Lachen füllte das Echo sich den Mund und stieß es dem entgegen, das von dem Eisfelde an seine Ohren drang. Das war ein Austausch von Freude da oben in der scharfen Luft, von verdoppeltem und erhöhtem Vergnügen, das wie ein vielstimmiges Jauchzen sich mit dem schneidenden Geräusch des Stahles, der über die Fläche glitt, zu einem festlichen Jubelchor verstärkte. Plötzlich änderte Therese ihren Sinn. Sie zeichnete einen scharfen Bogen in das Eis und schwenkte in eine andere Richtung ab.

Grundbacker begann an den Füßen zu frieren. Dort, wo er statt des Knochens und der Muskeln und Sehnen den Stumpfen hatte, fror es ihn am meisten. Dort wurde das Kältegefühl so schmerzend, daß er vermeinte, an dem Stumpf zu frieren. Das lenkte ihn ab von Therese, die immer verwegenere Kunststücke auf dem Eise ausführte, bald im Walzertakt sich um sich selber drehte und bald im gestreckten Laufe vorwärtsschnellte. Er betrachtete seinen Stumpf, der aus Gummi war und angeschnallt am gesunden Fleische saß. In dem Gummi waren keine Nerven; da floß kein Blut darin, und kein Hautstück-

chen wurde eingeklemmt von einem zu eng bemessenen Schuhwerk. Das Gummi war ein lebloser Stoff, ohne Gefühl. Trotzdem vermeinte er darin einen bohrenden Schmerz zu spüren. Er stützte sich fest auf seinen Stock und hob das Bein ein wenig, um mit dem Stumpfe Bewegungen auszuführen. Der Schmerz saß fest darin und wollte sich nicht vertreiben lassen. Unwillig stieß er ein paarmal im Schnee auf.

„Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß mir der Klumpen wehtun kann, der leblose Gummi ohne Gefühl!" Er schüttelte den Kopf über sich selber. „Das kommt von den Gehirnnerven her," dachte er. „Die waren gewohnt, sich mit beiden Füßen gleich zu beschäftigen und signalisieren Frost und Schmerz, der in dem einen ist, auch für den andern. So muß es sein," schloß er seine Betrachtung, „eine andere Erklärung ist nicht möglich! Mein Gehirn muß erst vergessen, was vorher war, und lernen, daß, wo Fleisch, Blut und Nerven lebten, nun der Stumpf sitzt, der wie ein toter Klotz ist, nicht zu mir gehört und mein Gehirn nichts angeht."

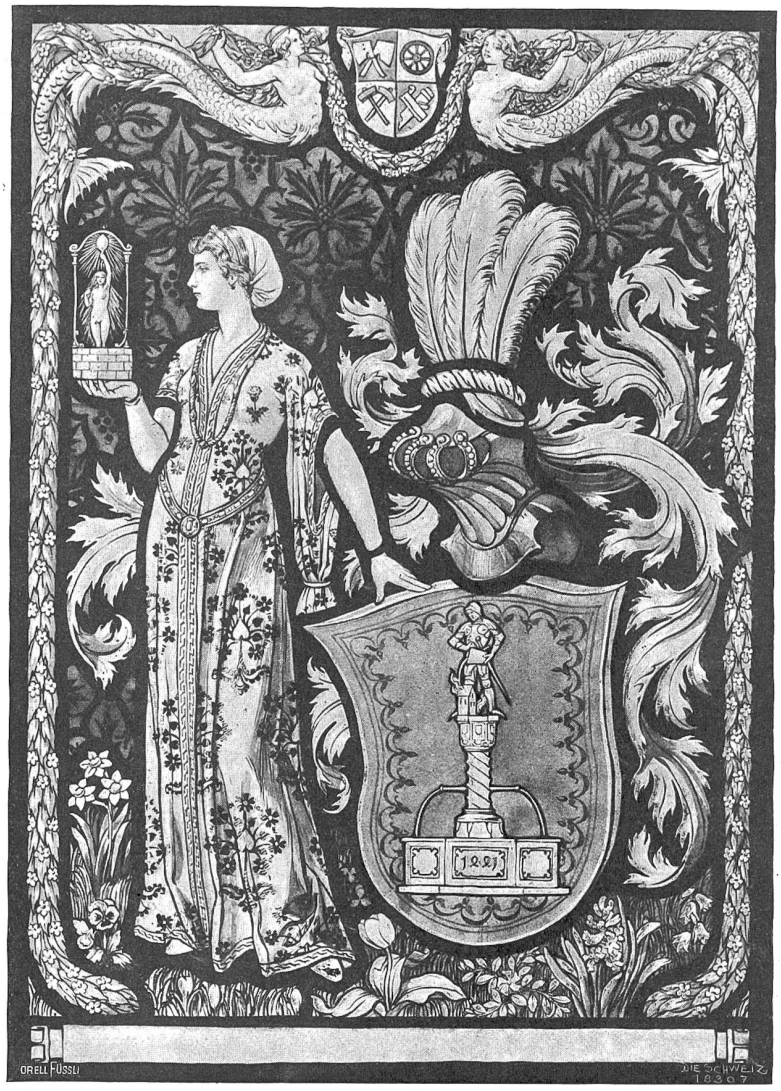
Er sah wieder nach dem Mädchen hin. In dem Knäuel von Menschen fand er sie nicht. Er blickte über das Eis und konnte ihre biegsame Gestalt nirgends entdecken. „Ist sie auf einem andern Weg heimgegangen?" dachte er. Ihre Mutter, die Annie, war launisch und voller Kaprizen, die Tochter mußte auch so sein. Das gefiel ihm. Da gab es nie Langeweile, da war immer Abwechslung zu erwarten wie an einem Apriltage. Er nahm sein Glas aus der Tasche und hielt es vor die Augen. Nun erkannte er Therese. Sie stand von den Menschen abgesondert an der äußersten Grenzlinie des Eises, dort, wo der Schnee frisch und in Haufen sich ausbreitete. Ihre Gestalt stieg aus der Weiße auf wie eine hochstenglige Blumenpflanze und hob sich gegen den Horizont ab, der aus Nebel und Sonnenlicht in verschwommenen Tönen über dem Hügelrücken lag.

„Therese," murmelte Grundbacker. Der Schmerz schoß ihm von neuem aus dem gesunden Fuße in den Stumpf und zwickte ihn so, daß er sein Gesicht zu einer Grimasse verziehen mußte. Grade in diesem Augenblick war es Therese durch den Sinn geschossen, zu der Stelle zu laufen, wo Grundbacker stand. Mit flammendroten Wangen hielt sie dicht vor ihm an, mit dampfendem Atem. Ungeschickt streckte er ihr sein Sträußchen aus dem Pelz entgegen. „Ich habe es warm gehalten."

„Ja, es ist kalt hier oben," sagte Therese und befestigte sich das Sträußchen an ihrem Pelzwerk. Ihre Augen funkelten in einem kalten Glanze.

„Wie geschliffene Steine," dachte Grundbacker, „grade so wie die der Annie!"

Die Therese blitzte ihn noch einmal mit diesen kaltleuchtenden Augen an und winkte ihm zu und drehte sich vor ihm ein paarmal geschickt wie ein Wirbelwind, ehe sie davonstob. Aergerlich zog er den Stumpf aus dem Schnee, darin er ihn zu verbergen gesucht hatte. Hier oben auf dem Eisfelde galten geschickte Beine. Da mußte einer auf Stahl zu laufen verstehen, auf schmalen Eisen tanzen und Figuren mit den Füßen ins Eis einzeichnen. König war, wer den Namen seiner Herzliebsten kunstvoll mit der Spitze des Stahls tanzend ins Eis schneiden konnte. Hier oben konnte er niemals König werden. Darum hatte er seinen Stumpfen tief in den Schnee gesteckt. „Der Stumpf!" erboste er sich. „Der ist Schuld daran, daß ich am Rande frieren muß, daß ich die Therese nicht halten und nach meinem Willen führen kann!"



Rudolf Münger, Bern. **Wappenscheibe mit Schildhalterin** (Brunner).

Da stob sie von ihm fort. Männer waren genug auf dem Eise, die ihm das leckere Forellchen fortfangen konnten. Er spürte an dem Zorn, den ihm diese Aussicht verursachte, daß er verliebt war und ernstlicher, als er es bei der Annie gewesen. Da hatte es ihn nicht so gekränkt, wenn ihr ein anderer Liebhaber auch gefiel. Bei der Therese war es ernst. Das fühlte er an seinen heftig gehenden Pulsen, die wie gejagt in seinem Blute hämmerten beim Gedanken, ein anderer könnte ihm zuvorkommen. Er überlegte, wie er sich Therese sichern konnte.

„Ich muß zu Annie gehen und dort die Fühlhörner ausstrecken. Das wird eine schwierige Viertelstunde geben!“ Er stieß einen Pfiff durch die Zähne. „Die Therese ist es wert, daß ich für sie meine diplomatischen Fähigkeiten anwende.“ Er war ja der Grundbacker, der mit den Weiberherzchen zu spielen verstand wie ein Jongleur mit Kautschukbällen. Daran hatte sein Stelzfuß nichts geändert. Er war der Millionengrundbacker! Ueber sein Gesicht fuhr ein breites Lachen. „Den Namen meiner Herzliebsten kann ich nicht ins Eis zeichnen,“ dachte er; „ich kann ihren Namenszug in glitzernde Steine fassen lassen. Das ist dauerhafter als ein paar Linien im Märzenschnee.“

Rudolf Münger, Bern. Flora. Glasgemälde für die Veranda eines Privathauses in Genf.

Auf seinen Anruf fuhr der Schlitten heran. Einen Augenblick ließ der Kutscher die Zügel aus den Händen, um seinem Herrn in den Schlitten zu helfen. Mutig schüttelten die Rosse ihre Mähnen, und eines der Tiere stieß ein kurzes wildes Wiehern mit dem Nasenatem in die kalte Luft. Grundbacker saß in den Pelzen, und von neuem ergriff der Kutscher die Zügel und zog sie scharf an. Sie flogen an dem Eisfeld vorbei. Grundbacker winkte nach der Richtung, in der er Therese vermutete. Er konnte sie nicht mehr erkennen. Immer mehr Leute waren aus der Stadt heraufgekommen, hatten sich den Stahl unter die Füße geschnallt und versuchten, ein Plätzlein für sich auf dem Eise zu erobern. Die blanke Fläche war ganz bedeckt von den Füßen der Menschen, und in dem weißen Schnee lag das Eisfeld wie eine unruhige dunkle Masse, die sich hin- und herschob, die eins war und alles an sich zog, was sich zu ihr gesellte, die Linien verwischend, die Formen und die Gestalt, die dem einzelnen sein Gepräge gaben. Die dunkle Masse verleibte alles ein ihrem wirren, beweglichen Haufen, der über das Eis schwankte und aus einem Wall von Schnee auftauchend wie ein Riesenschiff im Weißen schwamm.

Grundbacker fuhr nach der Stadt. Die lag in hellem Dufte unter ihm und stellte ihre Doppeltürme kühn in das Bild von Häusern, Wasser, Gärten und Baumanlagen. Unter dem Schutze eines Glückhaften stand die Stadt, der ein Heiliger war zu seiner Zeit, und eine Heilige hielt ihre Hände über die Stadt gebreitet. Einmal war es geschehen, daß unter den schlanken Doppeltürmen ein Streitbarer die Kanzel betrat, der als Held die Kanzel verließ und sein Schwert zog für die Freiheit des Glaubens. Ulrich Zwingli war sein Name gewesen, und er war auf dem Schlachtfeld gestorben. Sein Standbild erhebt sich in der Stadt, ihm zum Gedenken aus dunkeln Baumkronen, daraus Buchfink und Meise ihre Lieder schmettern, daran das Flußwasser rauschend mit der Zeit um die Wette in eilendem Laufe vorbeidrängt. Sein Geist war unter den Lindenbergern geblieben und schaffte in ihren Köpfen, sodaß sie einen freien Sinn bekamen und in Dingen des Glaubens jedem seine Meinung ließen. Viele Kapellen schossen auf, viele Nebenkirchen und schmückten das Stadtbild mit schlanken Türmchen und bunten spitzbogigen Fenstern. Die Lindenberger waren duldsame Leute geworden in Sachen des Glaubens und ließen sich den Schutz des glückhaften Heiligen gefallen und freuten sich an der segnenden Gebärde der heiligen Frau. Ihre Kränze legten sie vor dem Standbild ihres streitbaren und mutigen Vorfahren nieder, der ihnen die Freiheit des Glaubens durch seinen Tod im Felde teuer und wertvoll gemacht hatte. Der Einsatz des Lebens für eine Sache, die man benennen, aber nicht greifen konnte, von der man nicht satt, bekleidet und reich wurde, die einen arm an äußern Gütern werden

ließ, bei der man sein Leben freudig verlor, das war etwas, das nachwirkte in den Lindenbergern und ihnen einen idealen Sinn gab, und etwas, das über das Alltägliche hinausragte.

Grundbacker sah zu den Doppeltürmen hin, und während ihn das Bein zwickte, das ein künstliches war und eigentlich ohne Gefühl sein sollte, während er an die Annie dachte, der er den Hof gemacht und deren Tochter er zu freien begehrte, wurde etwas in ihm wach, das immer in ihm unbeachtet gelebt hatte: seine Erinnerungen hängten zwischen den Doppeltürmen ihre Bilder auf. Als kleiner Knabe mit Flicken an den Knieen und gestopftem Hosenboden war er unter den Doppeltürmen hindurch an den See gesprungen, hatte Muscheln im Wasser gesucht, und wenn eine schöne glänzende unter dem Kalkgemengsel war, so hatte er wohl ein paar Rappen dafür eingeheimst. Die hatte er sorgfältig zusammengespart, bis es ausreichte, Angel und Schnur zu kaufen. Die Rute schnitt er sich selbst an einem Sonntag im Gehölz. Von da an gab er das Muschelsuchen als ein allzu kindisches Geschäft auf und stellte den Fischen nach. Er sah von den ausgewachsenen Fischern ab, wie sie sich beim Fischfang gebarten, den Boden nach Würmern durchstöberten und sie als Lockspeise an die Angel spießten. Das erste Fischlein biß schließlich bei ihm an. Er wurde bleich, als er in der Hand fühlte, wie etwas Lebendiges am Haken zappelte, und vergaß darüber, die Schnur hochzuziehen. So riß sich das Fischlein wieder los, und Spott und Gelächter der Erfahrenen belehrten ihn über sein Ungeschick. Endlich konnte er von dem Fischzeug der Mutter ein paar Schwänzchen heimbringen. Die murrte über deren Kleinheit und das Fett, das nötig war, um ein Fischlein zu braten. Sie war eine Witwe und mußte sparsam umgehen mit dem Fett, das im Hafen war, und dem Gewürz, das aus dem Drucklein duftete. Sie hatte die Fischlein prüfend in der Hand gewogen, ein paar auf die Seite gelegt und dem größten die Augen ausgestochen und die Schuppen vom glatten Leibe gelöst. „Du mußt ein Mann werden," besprach sie ihr Tun; „das Kaffeegeschlampe reicht aus für mich müde Frau." Sie hatte in der Aschenglut im Herde herumgestochert, ein Stückchen Fett aus dem Hafen in die Pfanne geworfen und den Fisch gebacken. Darauf hatte er ein Mahl gehalten, damals, so schmackhaft und knusprig, daß es ihm in der Erinnerung vorkam, als hätte er seither nichts so Gutes mehr in den Mund geschoben als dieses erste armselige Fischlein, das er gefangen und seine Mutter ihm gebacken hatte. Es kam die Zeit, wo er ein Handwerk lernen mußte und in ein Geschäft kam, darin Erde zu Stein gebrannt wurde. Fremde hatten dieses Geschäftlein eingeführt. Damals war die Baulust in Lindenberg noch träge gewesen. Wohnungen waren für alle vorhanden, und die Leute wollten nichts von einem Stein wissen, der aus einem Brei entstanden. Sie zogen die Steine aus den Felsen vor oder jene, die in der Erde gewachsen waren. Sie trauten der neuen Industrie nicht: das Geschäft ging ein, und die Fremden zogen wieder hin, woher sie gekommen waren. So geschah es, daß er übernahm, was an Handwerkszeug da war und an Rezepten, darin die Mischung des Breies aufgeschrieben stand. Eine neue Zeit brach an, wo viele Häuser gebaut wurden, eine Zeit, für die der Stein zu teuer war, der aus den Felsen kam oder in der Erde wuchs, eine Zeit, die keine Bauten errichten wollte für künftige Generationen — da

Rudolf Münger, Bern. **Die Waisenkommission der Zunft zu Zimmerleuten in Bern.** Aus dem Fensterfries (1909) im Zunftsaal.

für den Augenblick gearbeitet und für den Tag gesorgt wurde. Aus dem Geschäftlein ward ein Geschäft und aus dem Büblein mit dem gestopften Hosenboden und den geflickten Knieen der reiche Grundbacker, den die ganze Stadt kannte, der zum Millionengrundbacker wurde... Er lachte breit auf in seinem Schlitten und zog sich den Pelz fest um die Knie. Da stand ja eine ganze Straße mit neuen Häusern; die waren alle aus seinem Stein gebaut und hatten Erkerlein und Balkons und Zierrat an den Fenstergesimsen und Schnörkel über den Fensterbögen. Eine Menge von Architekten priesen seinen Stein, und eine Menge von Baumeistern führten darin aus, was ihnen die Architekten vorgezeichnet hatten. Burger allein hatte ihm einen hartnäckigen, versteckten Widerstand geleistet. Von dem hieß es, daß er ein Künstler sei.

Grundbacker zuckte die Achseln. Sein Schlitten hielt vor dem Hause Burgers. Jetzt kratzte ihm etwas die Kehle rauh. „Habe ich mir auf dem Eisfeld einen Schnupfen geholt?" dachte er und räusperte sich und schnupfte. Er merkte bald, daß es keine Erkältung war, die den Leuten durch einen rauhen Windstoß aufliegt. Sein Unbehagen kam von innen heraus und machte ihm das Treppensteigen schwer. Auf der obersten Stufe blieb er stehen. „Es ist lächerlich, daß mich dieser Gang sauer ankommt," sprach er und wischte sich über die Stirne. Früher hatte er zuweilen in dem Hause Burgers verkehrt und war bei seltenen Anlässen Gast darin gewesen. Seit er mit der Annie die Wettfahrt gemacht, bei der sie beide zu Schaden gekommen waren, hatte er die Burgers nicht mehr aufgesucht. Eigentlich hatte er keinen Grund, sich aufzuregen. Er trug keine Schuld an dem Unfall, und niemand konnte ihn dafür verantwortlich machen. Er mußte selbst sein Leben lang die Erinnerung daran herumschleppen, den Stumpf, der ihn nervös und empfindlich machte. Niemand konnte ihm etwas vorhalten; seine Aengstlichkeit war eine übertriebene und kam von den ausgestandenen Schmerzen her und seinem langen Lager im Spital. Es war töricht und einfältig von ihm, jetzt mit einem Male ein zartes Gewissen zu fühlen. Das war eine ganz unpassende Empfindung. „Ich bin verliebt," sagte er sich, „so sehr verliebt, daß ich wehleidig davon werde." Bei dieser Beobachtung über sich selbst stieg sein fröhlicher Sinn wieder in die Höhe wie Kohlensäure im mineralhaltigen Wasser. Sein jetziger Zustand war voll Symptome einer starken Verliebtheit. Die wollte er umwandeln in eine Liebe und sich so von ihr befreien. Er ließ sich bei dem Hausherrn melden.

(Fortsetzung folgt).

Alt und gschid

's stahd Maie-n-im Kalender,
's Land blüeht, und d'Sunne blitzt.
Mis Chind treit Flattergwänder,
Am Hälsli abegschlitzt.

Es zwitscheret im Garte,
Es lachet hinderem Hag.
D'Wält freut si uf all' Arte,
D'Wält freut si, was sie mag.

Doch, wer mir chund entgäge,
De rißt vom Chopf de Huet.
He ja, i mueß es säge,
Ne respektiert mi gut!

I lane d'Sunne schine
Und gsehn', wie's Blüete staubt,
Und i verziehn' kei Miene,
Wil's d'Würdi nüd erlaubt.

Und doch im Herze stupft's mi:
He nu, so sing doch mit!
Und doch in Beine lupft's mi:
Lauf', tanz' und spring', wie d'witt!

I mueß mer härt verbüte,
Was nümme-n-a der Ziit.
Ach Gott, und 's heißt bin Lüte:
Ja, dä ist alt und gschid!

Ernst Zahn, Göschenen.

Abend

Der Abend deckt mit kühlen Schwingen
Das goldne Glück des Tages zu.
Nun hör' ich in des Herzens Ruh
Das Lied des Frühlings weiterklingen.

Und bange lausch' ich; leise, leise
Verhallt die schöne Harmonie,
Fern wie ein Hauch entschwindet sie,
Die holde wonnesame Weise.

Komm, stille Nacht, und laß uns feiern,
Nimm all mein Glück in deine Hut
Und laß die Seele wohlgemut
Auf nächt'ger Flut zum Lichte steuern!

Otto von Greyerz, Glarisegg.

Rudolf Münger.

Mit zwei Kunstbeilagen und fünfzehn Reproduktionen im Text.

Wie einem, der nach langer Seefahrt wieder festen Boden gewinnt, mag dem zu Mute sein, der irgendwo zwischen all dem Tasten und Hasten modernen Kunstbetriebs eines der wurzelechten Werke Rudolf Müngers antrifft, oder wie einem, der von schlüpfrigem Grasband auf Felsengrund gerät. Da ist so gar nichts Gleitendes und Gleißendes an dieser bodenfesten untrüglichen Kunst, alles wahr, wacker und tüchtig, wohlgegründet, festgefügt und klar gebaut. Als Ganzes etwas